

WOMEN EMPOWER MENT IN TANSANIA

Ein Bericht von Denise Klein
05. Januar - 15. Februar 2026
Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung



INHALT

1

START MEINER REISE

- Reisewarnung
- Land und Thema



2

ANKOMMEN & KENNENLERNEN

- Ich lerne Kiswahili
- Das Schulsystem
- Frauen in Tansania
- Massai



3

ARBEIT DER COMMUNITIES

- Das Faraja-Center
- HIMD
- Perfect Vision
- NMWTZ



4

LEBEN AUF SANSIBAR

- Exkurs: Koloniale Vergangenheit
- Bwecodeo Kisiwa-Art-Farm



5

POSTKARTE AUS TANSANIA

- Abschluss
- Dank



1 START MEINER REISE

„BITTE SEHEN SIE VON NICHT NOTWENDIGEN REISEN NACH TANSANIA AB.“

Gelangweilt, aber verdächtig oft, schaut der Polizist am Einreiseschalter abwechselnd auf meinen Reisepass und mein Visum. Im Hintergrund dudelt eine hochgepitchte Version von „Feliz Navidad“ vor sich her, neben mir blinken bunte Lichterketten. Nach 15 Minuten bekomme ich meine Dokumente mit einem stummen Nicken wieder. Jetzt bin ich endlich in Tansania. Mein Visum habe ich einen Tag nach den Parlamentswahlen beantragt und mich, wegen der angespannten Lage im Land, dazu entschlossen, als Touristin einzureisen. Ich habe mir von vielen Kolleg:innen versichern lassen, dass das schon alles in Ordnung gehen wird. Aber eigentlich bin ich ein Mensch, der sich immer sehr strikt an die Regeln hält – eine Eigenschaft, die ich für die kommenden Wochen ablegen kann.



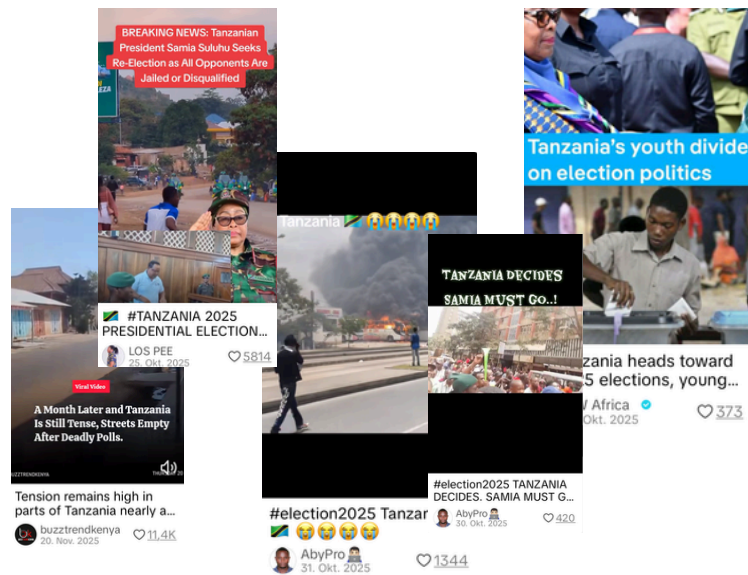
Samia Suluhu Hassan, 2017

Am 29. Oktober 2025 fanden in Tansania die Präsidentschafts- und Parlamentswahlen statt. Die amtierende Präsidentin Samia Suluhu Hassan erhielt 97,66% der Stimmen und gewann sämtliche Wahlkreise. Ein auffälliger Wahlsieg, der bis auf wenige Prozentpunkte an den wiedergewählten Kim Jong Un in Nordkorea heranrückt. Monate vor der Wahl kam es zu Protesten und Boykottaufrufen.

Im April 2025 ließ die Regierung sie den Oppositionsführer und Regierungskritiker Tundu Lissu wegen Landesverrat verhaften. Lissu hatte im Vorfeld das Wahlsystem Tansanias kritisiert und zum Boykott aufgerufen. Die Wahlen fanden trotzdem statt, ohne Lissu und seine Partei CHADEMA. Lissu sitzt bis heute im Gefängnis, ihm droht die Todesstrafe. Nach der Wahl entlud sich der Frust der Jugend auf den Straßen. Im Vorfeld hatte es schon Internet-Blockaden gegeben. Es kam zu gewaltsamen Auseinandersetzungen. Es wurden Ausgangssperren verhängt und das Internet blieb blockiert. UN-Expert:innen schätzen, dass dabei etwa 700 Menschen getötet worden sind, Tansanias Opposition spricht von 2.000.

Eine genaue Zahl oder Aufklärung über die Situation gibt es bis heute nicht. Die Regierung wies Anschuldigungen von Morden und Menschenrechtsverletzungen durch die Sicherheitskräfte zurück. Man habe nur auf die von Demonstrierenden ausgeübte Gewalt reagiert.

Trotz Internetsperren gelangen Bilder und Videos an die Öffentlichkeit. Junge Menschen nutzen dafür auch die Plattform TikTok, um sich Gehör zu verschaffen. Im Land selbst ist eine unabhängige Berichterstattung nur eingeschränkt möglich. Viele Medien werden von Politiker:innen betrieben und die Regierung hat das Recht, Medienhäuser zu schließen, wenn sie sich zu kritisch gegenüber der Regierung äußern.



Um die Wahl herum prangt eine Reisewarnung auf der Seite des Auswärtigen Amtes. Vor bestimmten Regionen wird dort durchgängig gewarnt, aber dieses Mal wurde sie um einen Satz ergänzt: „Bitte sehen Sie von nicht notwendigen Reisen nach Tansania ab.“ So kam es, dass ich zum ersten Mal seit Jahren viel Zeit in Facebook-Gruppen verbrachte, in denen sich besorgte Urlauber:innen austauschten. Dort wurde uns allen von Reiseveranstaltern oder Reisenden vor Ort versichert, dass sich die Lage entspannt hätte. Alles andere wäre auch eine weitere Katastrophe für Tansanias Tourismus, der sich immer noch von den Corona-Jahren zu erholen versucht. Einige vermuteten, dass es vielleicht zum Unabhängigkeitstag am 9. Dezember noch einmal zu Auseinandersetzungen kommen könnte und dass danach die Reisewarnung sicher verschwinden würde. Und so kam es dann auch.

WARUM TANSANIA UND DIESES THEMA?

Aber warum habe ich mir überhaupt Tansania ausgesucht? 2022 habe ich mich ehrenamtlich für eine Lobby- und Kampagnenorganisation engagiert, die sich für die Bekämpfung extremer Armut und vermeidbarer Krankheiten einsetzt. Dabei konzentrieren sie sich vor allem auf afrikanische Länder, südlich der Sahara. So kam ich zum ersten Mal mit sogenannter „Entwicklungsarbeit“ in Berührung. Gleichzeitig war Tansania immer sehr präsent in meinem Kopf, da eine Kindergartenfreundin von mir dort hingezogen ist und ihre Familie gegründet hat. Den Wunsch, sie zu besuchen, gab es schon seit Jahren. Ich reise zwar gerne und viel, habe aber bisher nur ein Land in Nordafrika besucht. Und dann ergab sich die Chance auf das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung.

Mein Thema war mir sofort klar, da ich mich immer wieder beruflich und ehrenamtlich mit Aufklärungsarbeit beschäftigt habe. Ich wollte schauen, wie (sexuelle) Aufklärungsarbeit in Tansania funktioniert. Durch meine ehrenamtliche Arbeit wusste ich auch, dass Genitalverstümmelungen von Mädchen in Tansania immer noch ein Thema sind.

Ich kannte die Zahlen von Mädchen, die viel zu früh Ehe"frauen" und Mütter wurden. Und ich wollte mir ansehen, wie darüber gesprochen wird. Ich hatte im Vorfeld einige Organisationen und Ansprechpersonen recherchiert und kontaktiert. Aber während meiner Zeit vor Ort stellte ich fest, dass das Thema der Komplexität vor Ort nicht gerecht wird. Die Probleme von Mädchen und Frauen sind, wie überall, eng mit herrschenden Strukturen verwoben und berühren viele Bereiche: patriarchale Gesellschaftsstrukturen, Religion, finanzielle Nöte und Abhängigkeiten, Zugang zu Bildung und vieles mehr – (sexuelle) Aufklärungsarbeit ist dabei nur ein Bereich, den die NGOs abdecken. Um die Verflechtungen besser darstellen zu können, entschloss ich mich deshalb dazu, das Thema etwas zu öffnen und mich allgemeiner damit zu beschäftigen, wie sich Communities untereinander für das Empowerment von Frauen und Mädchen einsetzen. Viele konnten mir eine lange Liste von Maßnahmen vorlegen, die sie entwickelt haben, um Probleme anzugehen – und die nach eigenen Angaben auch Erfolge verzeichnen. Wenn ich während der Recherchephase eines gelernt habe, dann wie wichtig Communities sind.



Circa 30 Sekunden nachdem ich meine Dufflebag vom Gepäckband genommen habe, lege ich sie und mein Handgepäck auf das nächste Band. Es ist eine erneute Flughafenkontrolle. Beim Flughafeneingang, vor dem Gate und beim Ausgang wird das Gepäck gecheckt – jedenfalls theoretisch. Während meine Taschen durch den Scanner fahren, schaut das Flughafenpersonal zusammen ein Video auf einem Smartphone. Meine Taschen sind wohl längst nicht so interessant, wie ein Best-Of „Messis GOAT Barca Goals“-Video.

ANKOMMEN & KENNENLERNEN

2

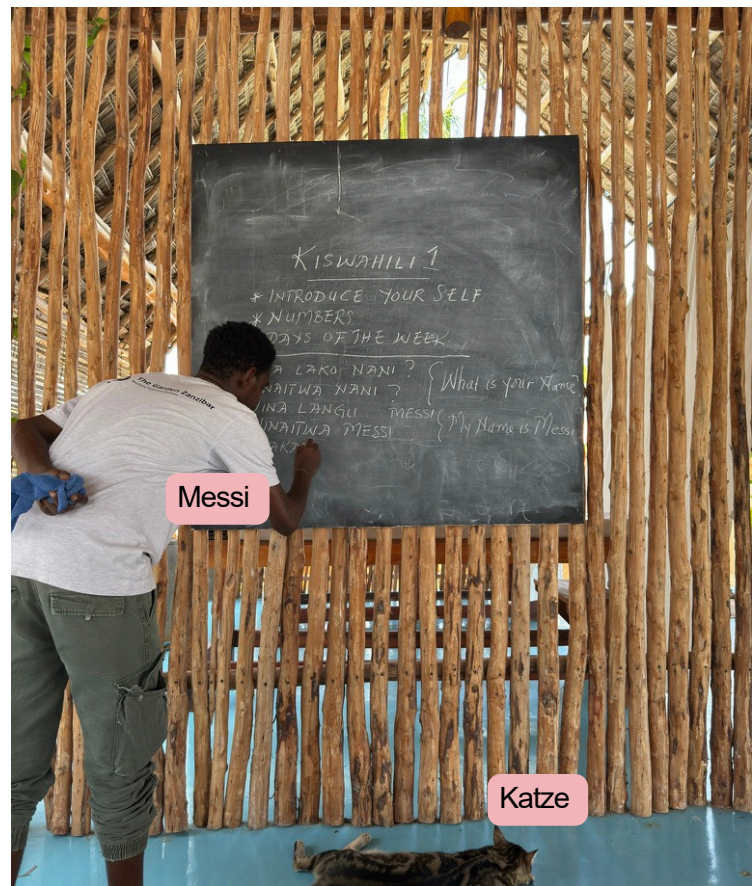
ICH LERNE KISWAHILI (BZW. VERSUCHE ES)

„Hi, my name is Messi.“ So begrüßt mich der Manager meiner Unterkunft auf Sansibar, in Paje. Es wird nicht das letzte Mal sein, dass mir hier ein Mann mit einem berühmten Fußballer-Namen begegnet. Ein paar Tage später habe ich meine erste Kiswahili-Stunde mit ihm. „Jina langu Messi.“

Mit meinen neu gewonnenen Kiswahili-Kenntnissen versuche ich mit Menschen in Kontakt zu treten, die wenig Englisch sprechen. Kiswahili wurde hier vom deutschen Kaiserreich verbreitet, um der Gesellschaft eine einheitliche Sprache zu geben. Durch nachfolgende Kolonialmächte wurde sie zur dominanten Sprache in Ostafrika. In Tansania ist sie nicht nur ein wichtiges Kommunikationsmittel, sondern hat auch eine große Bedeutung für eine gemeinsame Identität.

1964 entstand Tansania durch den Zusammenschluss des Festlandstaates Tanganjika und der Inselrepublik Sansibar. Die Gesellschaft setzt sich aus mehr als 120 Stämmen zusammen, deshalb gibt es, trotz einer offiziellen gemeinsamen Sprache, viele regionale Unterschiede.

Ein einfaches Beispiel: Während mir Messi auf Sansibar beibringt, dass „Jambo“ („Hallo“) eigentlich nur Tourist:innen sagen und ich lieber „Mambo“ sagen sollte; bringt mir Daudi in Arusha bei, dass „Mambo“ gegenüber älteren Personen respektlos ist und ich lieber „Jambo“ sagen sollte.



Messi

Katze

In der Bergregion nahe Moshi erklärt mir Victoria, dass ich hier gar nicht versuchen brauche, mit den Älteren Kiswahili zu sprechen, da diese haben die Sprache nie richtig gelernt haben.

Aber dafür lerne ich bei Messi die wichtigsten Worte, die ich unzählbar oft am Tag höre oder spreche: Karibu sana, asante sana – herzlich willkommen, vielen Dank. Das sagt man in einem zehnminütigen Gespräch gerne drei- bis zehnmal und es zaubert allen ein Lächeln ins Gesicht. Auf Sansibar erklärt mir Youssef, dass ich hier ruhig mit „salam aleikum“ grüßen kann. Und so lerne ich schon in den ersten Tagen, dass das ein Land ist, das sehr viele Sprachen, Kulturen und Lebensweisen miteinander vereint.

Am Ende bleibt Englisch (trotz meiner Swahili-Bemühungen) die Sprache, über die ich mit anderen in Kontakt trete – und das erstmal vor allem mit Männern. Sie beherrschen die Tourismusbranche und Verkehrsmittel. Die ein oder andere Frau sehe ich auch am Strand Dinge verkaufen oder in Cafés arbeiten, aber es sind vor allem Männer, die mit mir in Kontakt treten wollen.

Deshalb bin ich auch meinem Guide Daudi sehr dankbar, als er mich in Arusha auf einen Markt mitnimmt und mir dort ein paar Frauen vorstellen will. „Wir gehen jetzt Bananen-Mamas besuchen. Weißt du, warum man sie so nennt?“ Ich schüttle mit dem Kopf, er grinst: „Sie weinen, wenn du ihre kostbaren Bananen-Babys umwirfst.“ Ich lache kurz mit ihm darüber, frage mich aber, warum ich die Bananen von Verkäuferinnen umstoßen sollte? Ein paar Minuten später weiß ich, was er meint. Wir stehen mitten im Gewusel eines überdachten Marktplatzes, den tatsächlich das deutsche Kaiserreich errichtet hat. Daudi führt mich durch das Getümmel und ich versuche mein Bestes, um hier bloß keine Bananen umzustößen. Unter den zwei großen Dächern verkaufen Männer ihre Waren, dazwischen haben sich Frauen niedergelassen, die hier alle möglichen Obst- und Gemüsesorten verkaufen. Hinter diesen Ständen gibt es noch Fleisch, Hühner, Reis und Gewürze zu kaufen. Daudi meint, dass wir Glück hätten, weil Sonntag ist, wäre es gerade nicht so voll. Für mein Gefühl ist es aber schon voll genug.



Wir gehen zu der Lieblings-Mama von Daudi, er kauft immer bei ihr ein, weil er hier den besten Preis verhandeln kann. Sie schält gerade Knoblauchzehen, als wir vor ihr stehen bleiben. Sie verkauft frische Erbsen, Auberginen, riesige Avocados, vieles mehr – und natürlich Bananen. Daudi leitet mich an, etwas bei ihr zu kaufen. Ich kaufe eine Tüte Johannisbrotfrüchte, Mama nennt mir den Preis: 2.000 Schilling – elfu mbili. Ich gebe ihr einen hell-orangen Schein mit einem Löwen drauf. Sie steckt sich ihn in den BH und bedankt sich

„Du hättest verhandeln müssen“, sagt Daudi danach zu mir. Ich nicke nur und versuche nicht einmal, ihm zu erklären, dass das gerade knapp 70 Cent für mich waren und ich unmöglich mit ihr darüber hätte verhandeln können. Daudi erzählt mir, dass die Frau, die ich gerade kennengelernt habe, kein Englisch spricht und auch nicht lesen und schreiben kann. Sie sei, wie viele der Frauen hier, nicht zur Schule gegangen und könne sich auf dem Markt etwas dazu verdienen, um unabhängig vom Geld des Mannes zu sein.

DAS SCHULSYSTEM IN TANSANIA

In Tansania gibt es zwei verschiedene Schularten: Government Schools und Private Schools. Regulär wird intensives Englisch erst auf der Sekundarschule unterrichtet, während man an privaten Schulen von Anfang an nur auf Englisch lernt. Mit sieben Jahren startet für die meisten Kinder die Grundschule, die für sieben Jahre besucht wird. Die folgende Sekundarschule dauert vier Jahre. Insgesamt sind alle Kinder elf Jahre schulpflichtig. Nach der Sekundarschule kann man noch zwei Jahre die Oberstufe besuchen, bevor man sich um einen Platz an einer Universität bewerben kann.

Viele Schulgebäude sind von außen bunt bemalt.



Die Government Schools sollen eigentlich Bildung für jedes Kind ermöglichen, sie kosten allerdings trotzdem Geld: Transport, Verpflegung, Schulbücher, Materialien, Uniformen und sogar einige Prüfungen kosten. Es gibt außerdem große Kritik an der Qualität der öffentlichen Schulen, denn oft sei das Lehrpersonal nicht gut genug ausgebildet oder schlicht und einfach gar nicht da, erzählt mir Daudi: „Wir haben uns getroffen und selber für die Prüfungen gelernt, der Mathematik-Lehrer kam nur zwei Mal im Monat.“

In einigen Regionen sind die Schulen auch so überfüllt, dass nicht alle mit sieben Jahren starten können. Laut UNESCO kommen auf eine Lehrperson knapp 56,1 Kinder. Etwa 42,5% der Bevölkerung sind jünger als 15 Jahre – zum Vergleich: In Deutschland sind es 13,9%. Und das sieht man auch auf der Straße, überall trifft man Kinder in Uniformen auf dem langen Weg zur Schule oder nach Hause. Von ihnen werde ich immer wieder sehr überschwänglich auf Englisch oder mit einem High Five begrüßt. Viele müssen weite Strecken gehen, um zur Schule zu kommen und andere können sich den Weg überhaupt nicht leisten. Und so können viele Kinder, trotz der Schulpflicht, doch keine Schule besuchen, weshalb die Einschulungsquote zwischen 2019 und 2024 von 95,3% auf 86 Prozent sank.

2023 kündigte die Regierung gemeinsam mit der „Barick Mining Corporation“ eine große Bildungsoffensive an, um die Qualität der Schulen im Land zu verbessern (z.B. durch Toilettenbau oder Renovierungen) und somit auch nachhaltig die Wirtschaftlichkeit von Tansania.

Das Bergbauunternehmen „Barick Mining Corporation“ betreibt weltweit Kupfer- und Goldminen u.a. in Tansania, aber auch in den direkten Nachbarländern Sambia und der Demokratische Republik Kongo. 30 Millionen Dollar investieren sie in das „The Barrick-Twiga Future Forward Education Program“, von denen 49.000 Schüler:innen profitieren sollen – der Abschluss des Investments steht noch aus.

Die Meinungen dazu sind gemischt. Wenn ich Menschen dazu befrage, bekomme ich oft nur gemurmelte Antworten. In der Kilimanjaro-Region zuckt ein Mann, der als Porter arbeitet, nur mit den Schultern: „Ist doch schon komisch, dass keine Kinder von der Regierung auf diese Regierungsschulen gehen, oder?“ Die werden auf private Schulen geschickt.

Edwin ist Safari-Guide und kann seine beiden Kinder auf eine Privatschule schicken, die ihm pro Kind etwa 500 USD im Jahr kostet – das jährliche Bruttoeinkommen pro Person lag in Tansania 2024 bei 1.200 USD. Die Sekundarschule wird teurer werden und die Kosten für Uniformen, Transport etc. kommen noch hinzu. Bei der Organisation HIMD treffe ich eine Lehrerin, die vorher für drei Monate an einer Privatschule unterrichtet hat, dort aber nicht bezahlt wurde. Wie die Schulgelder eingesetzt werden, könne man wohl in vielen Schulen nicht wirklich nachvollziehen.



Daudi hat sich durch die Government School gekämpft und durch ein Stipendium den Universitätsabschluss in Tourismus und Kultur gemacht. Heute arbeitet er als Guide, in der Stadt, auf dem Berg und auf Safari. Er erzählt mir von der Zeit, als der erste Präsident den „Afrikanischen Sozialismus“ ausgerufen hat. Eine Säule mitten in Arusha erinnert mit Kunstwerken daran. Ich frage ihn, ob es hier Diskussionen über den Kapitalismus vs. Sozialismus geben würde. „Nein“, antwortete er mir. „Weißt du, die wenigsten kommen so weit, etwas darüber zu lernen. Sie konzentrieren sich darauf, schnell Geld zu verdienen. Da gibt es keinen Platz für solche Diskussionen.“

In den Familien sind es traditionell immer noch die Männer, die Geld verdienen und damit Frauen und Kinder versorgen. Die Rollen sind klar verteilt, obwohl 49,01% der Frauen in Tansania erwerbstätig sind. Sie arbeiten in schlechter bezahlten Jobs und haben seltener die Chance auf eine höhere Schulbildung. Die „traditionelle“ Rollenverteilung wird hier auf vielen Ebenen weitergegeben.

FRAUEN IN TANSANIA

„Unsere Kultur bevorzugt immer Männer“, fasst Editha Faustine von der NGO „Perfect Vision“ zusammen. Und diese Rangordnung zieht sich durch alle möglichen Bereiche. Eigentlich bin ich mit dem Ziel nach Tansania gereist, über Aufklärungsarbeit in Tansania zu recherchieren. Ich habe jedoch ziemlich schnell gemerkt, dass dieses Thema nur ein kleines Puzzleteil ist, das sich in ein größeres Problemgefüge einfügt – dennoch ist es von zentraler Bedeutung.

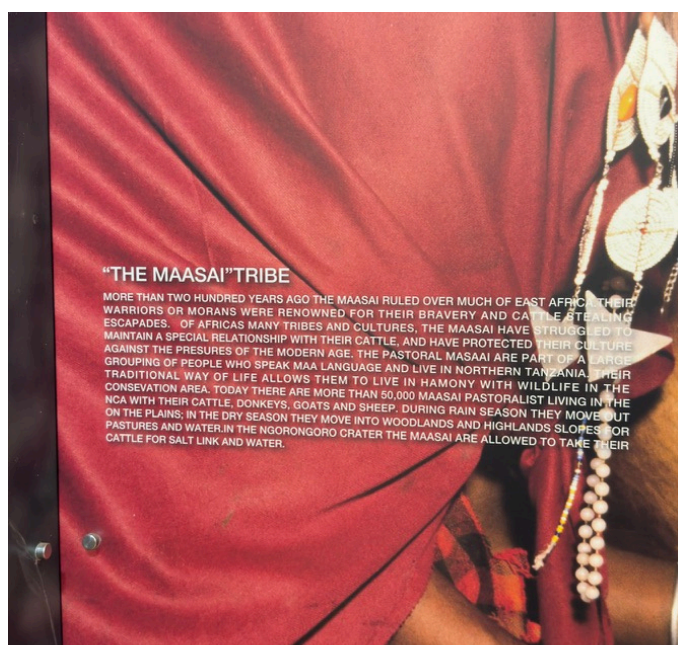
In vielen Schulen wird kein Aufklärungsunterricht betrieben. Über Verhütung wird nur wenig gesprochen, auch das Thema Menstruation wird oft vermieden. Ausführliche Informationen gibt es erst ab der Sekundarschule. Als ich Vicky in Arusha frage, ob man auch mit den Eltern über dieses Thema spricht, muss sie lachen: „Nein, meine Mutter weiß vielleicht, dass ich einen Freund habe, aber man spricht nicht über diese Dinge.“ Sie arbeitet als Sozialarbeiterin bei „Faraja“, einer Organisation, die ich im Verlauf des Berichtes noch vorstellen werde.

Vicky trifft dort oft auf Frauen, denen gesagt wurde, dass Männer sie heiraten werden, wenn sie schwanger sind. „Oder sie sollen erstmal beweisen, ob sie überhaupt in der Lage sind, Kinder zu bekommen.“ Frauen in Tansania bekommen im Schnitt 4,5 Kinder, in Deutschland sind es 1,46.

1960 trat ein Gesetz in Kraft, laut dem schwangere Mädchen vom Schulunterricht ausgeschlossen werden dürfen. Diese Regel wurde jahrelang verschärft und erweitert: ein Schulausschluss droht, wenn ein Mädchen sich verheiratet. 2019 gab es sogar einen Fall, in dem eine schwangere Jugendliche für kurze Zeit ins Gefängnis kam. Offiziell wurde das Gesetz 2021 gekippt. Damit gab die Präsidentin dem Druck der Weltbank nach, was finanzielle Unterstützung für Tansania bedeutete. Die Heirat von unter 18-Jährigen ist offiziell verboten, trotzdem werden schätzungsweise 29% der Mädchen noch vor dem 18 Lebensjahr verheiratet. Man schätzt, dass die Zahl in ländlichen Regionen noch viel höher liegt. Etwa 5% sollen verheiratet sein, bevor sie 15 sind. Je jünger die Braut, desto beliebter, da dabei ausgeschlossen werden kann, dass sie Sex hatte oder bereits verheiratet war. Schätzungen zufolge ist eines von vier Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren schwanger oder hat bereits ein Kind geboren.

In Tansania ist es einem Mann erlaubt, so viele Frauen zu heiraten, wie er will. Eine gleichwertige Versorgung aller Ehefrauen und Kinder ist da kaum möglich. Deshalb versuchen viele Organisationen, Mädchen nicht nur vor Zwangsverheiratungen oder Teenagerschwangerschaften zu bewahren, sondern auch aus einer von Traditionen geförderten Abhängigkeit zu befreien.

DER STAMM DER MASSAI



Am Strand auf Sansibar treffe ich zum ersten Mal einen Massai. „Hi, my name is Coca-Cola. I am from North-Tanzania.“ Mit diesem Text, nur wechselnden spannenden Vornamen, werde ich täglich mehrfach begrüßt. Die Massai spazieren die Strände entlang und versuchen, ihre Ware zu verkaufen – oder vielleicht die nächste Frau zu finden. Mit ihren traditionellen rot-karierten Tüchern (Shuka), Gehstöcken und Perlen-Schmuck, heben sie sich leicht von den Tourist:innen ab.

Die Massai sind einer von über 120 Stämmen, die es in Tansania gibt – und vielleicht die bekanntesten. Wie viele Menschen dem Stamm angehören, lässt sich nicht genau sagen. Und obwohl sie eigentlich im Norden Tansanias und im Süden Kenias leben, verschlägt es einige jedes Jahr für ein paar Monate auf die Insel Sansibar. Die aggressiven Verkaufsstrategien kommen aber nicht bei allen Tourist:innen gut an und auch nicht bei den Einheimischen vom Festland.

„Wir nennen sie Fake-Massai“, erklärt mir Simon Molell. Er hat die Organisation „Nadumu Maasai Women's Organisation gegründet“. „Die Männer versuchen dort einfach schnell Geld zu verdienen. Halten sich dort aber nicht an die eigentlichen Regeln.“ Viele Massai leben nach den traditionellen Werten, die sind aber manchmal nur schwer mit der aktuellen Welt zu vereinbaren. Bei den Massai ist der Mann das uneingeschränkte Oberhaupt der Familie. Ihm ist es erlaubt, so viele Frauen zu heiraten, wie er möchte, das größte Ziel in seinem Leben ist es, eine große Kuhherde zu besitzen.

Je mehr Kühe ein Mann besitzt, desto einflussreicher ist er. Eine Haupteinnahmequelle der Kühe sind Hochzeiten. Je wertvoller eine Frau ist, desto höher ist die Mitgift. „Eine Frau kann 10 bis 30 Kühe wert sein“, erklärt mir mein Guide Daudi in Arusha. „Je heller die Haut, desto höher ist der Preis.“ Deshalb legen es auch einige Massai darauf an, eine weiße Frau zu heiraten, um mit den Kindern ein gutes Geschäft machen zu können. Während sich die Männer um die Herde kümmern, kümmern sich die Frauen um alles andere. Das Leben der Massai-Frauen wird durch und durch von den Männern kontrolliert - und das fängt schon im Kindesalter an.



Die traditionelle Kleidung lässt sich an jeder Ecke kaufen, hier für 10\$.

In der größten Kunstgalerie Tansanias „Cultural Heritage Art Gallery & Shops“ (das Wort Shops wird hier großgeschrieben, man kann jedes Kunstwerk hier kaufen) hängen viele Bilder und Fotografien von Massai-Frauen. Einige von ihnen haben runde Abdrücke auf den Wangen. Sie gelten als Kennzeichnung für eine vollzogene Beschneidung. Unter den Massai ist die Genitalverstümmelung von Mädchen noch verbreitet. FGM - Female Genital Mutilation - ist seit 1998 in Tansania offiziell verboten. Für die Zeremonien werden Beschneiderinnen eingeladen, die mehrere Mädchen an einem Tag beschneiden. Dabei werden häufig die äußeren Vulvalippen teilweise oder vollständig entfernt, es gibt jedoch verschiedene Typen der Verstümmelung. Eine schmerzhafteste Prozedur, die ohne Narkose und unter mangelhaften Hygienemaßnahmen vorgenommen wird und schwerwiegende medizinische Folgen haben kann.

Es gibt keinerlei Gründe, Mädchen diesem Eingriff zu unterziehen, außer traditionellen Überzeugungen und Aberglauben. Seit Jahren finden umfassende Aufklärungskampagnen statt, die Erfolge zeigen. Von 1996 bis 2022 konnte man die Anzahl der beschnittenen Frauen von 17,9% auf 8,2% senken. Während meines Aufenthalts veröffentlichte „The Citizen Tanzania“ einen Bericht darüber, dass die entfernten Genitalien teilweise an Fischereien verkauft werden, da diese angeblich für einen größeren Fang sorgen. Man befürchtet, dass die Anzahl der Beschneidungen dadurch wieder ansteigen könnte.

Als ich vor einer Gruppe von Frauen in Arusha äußere, dass die Praxis doch eigentlich verboten ist, lacht eine kurz auf: „Das hat meinen Vater nicht daran gehindert, mich beschneiden zu lassen.“ Mit neun Jahren holte ihr Vater eine Frau ins Dorf, die sie, ihre Schwestern und andere Mädchen beschneiden sollte. Mit einem Lächeln erzählt sie, dass ihre ältere Schwester weggelaufen ist und sich versteckt hat, zwei Monate lang war sie weg. „Ich bewundere, dass sie das gemacht hat.“ Sie erzählt das Erlebte so locker, als ob sie gerade eine witzige Anekdote mit uns teilen würde. Danach wurde das Thema schnell gewechselt.

Nicht nur die Regierung organisiert Aufklärungskampagnen gegen die Praxis, sondern auch NGOs setzen sich direkt in den Communities ein, da längst klar ist, dass es nicht reicht, ein einfaches Verbot auszusprechen. Denn auch hier zeigt sich eine weitere Verkettung von Armut und Tradition: Für einige Frauen sind Beschneidungen eine wichtige Einnahmequelle. Diese Frauen führen die Beschneidungen aus finanziellem Druck aus – nicht aus echter Überzeugung.

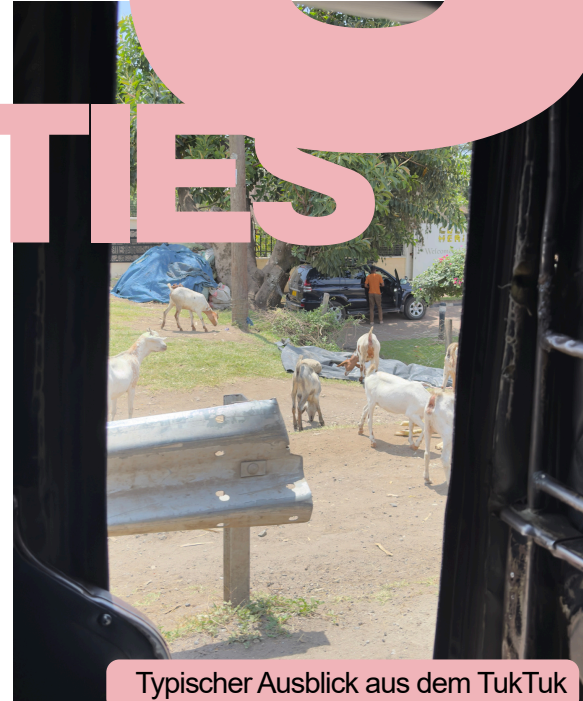


Daudi und sein „Rafiki“ (dt.: Freund) Grandpa Tom. Die Aldabra Riesenschildkröte ist zwischen 160 und 200 Jahre alt. Sie wurde von Briten nach Tansania gebracht und lebt heute im National Nature Museum in Arusha. Das Gebäude wurde damals von Deutschen errichtet und als Koloniales Militärlager benutzt.

DIE ARBEIT DER COMMUNITIES

DAS FARAJA-CENTER

Das TukTuk kämpft sich ein Stück außerhalb der Stadt Arusha eine kleine Straße hoch. Der Fahrer dreht sich fragend zu mir um, ich zucke nur mit den Schultern und schaue mich um. Dann entdecke ich das Stahltor: Faraja prangt in weißen Buchstaben darauf. Im „Faraja Young Women Development Center“ (kurz: „Faraja“, da bedeutet grob übersetzt „Relief“) bin ich mit der Managerin Esther Moshi verabredet.



Typischer Ausblick aus dem TukTuk

Sobald ich durch das blaue Tor trete, höre ich jede Menge Kinderschreie und Lachen. Der Sicherheitsmann am Tor schickt mich eine wackelige Treppe hoch. Esther ist noch in einem Meeting. Bei der Begrüßung gibt sie mir erst die Hand und umarmt mich dann. „Schön, dass du hier bist. Karibu Sana.“ – Herzlich willkommen. Das wird sie mir, wie es hier so üblich ist, noch häufiger sagen. Sie führt mich in ihr Büro. An ihren Wänden hängen Bilder von Frauen und Kindern – und natürlich auch von der Präsidentin des Landes.

Seit sieben Jahren leitet Esther Moshi dieses Projekt. Jeder Tag ist anders für sie. Hier bekommen jedes Jahr junge, alleinerziehende Mütter die Möglichkeit, mit ihren Kindern zu wohnen. Innerhalb von einem Jahr erhalten sie hier eine Ausbildung, Empowerment-Training und psychologische oder rechtliche Hilfen. Die Mütter stammen immer aus armen Familien und haben schon früh ihre Kinder bekommen. Ihr Alter schwankt zwischen 15 und 22 Jahren. Sie sind also oft selbst Kinder und kommen mit traumatischen Erfahrungen hierher. Faraja ist eine riesige Chance für sie. „Wir führen genaue Background-Checks durch“, erklärt mir Esther. Es wird geprüft, ob die Mütter wirklich bedürftig sind und ob ihnen die Kinder wirklich gehören: „Einmal hatte sich eine Frau mit dem Kind ihrer Schwester beworben.“



Im Januar startet das Programm mit einer dreiwöchigen Orientierungsphase. In dieser Phase probieren die jungen Mütter nicht nur verschiedene praktische Skills und Karrieremöglichkeiten aus, sondern lernen auch, wie sie die Beziehung zu ihren Kindern stärken.

„Viele der Mütter sind einfach noch Mädchen und das wollen sie auch sein“, erklärt Esther. „Sie wollen Zeit für sich haben.“ Der Mutterrolle seien sie noch nicht gewachsen -, wie auch? Viele werden wegen fehlender Aufklärung unabsichtlich schwanger oder mit falschen Versprechungen der Männer getäuscht. Wird ein Mädchen ohne Ehe-Aussichten schwanger, bringt sie damit oft die ganze Familie in Verruf: „Sie sind nichts und sie können nichts Gutes mehr in die Familie bringen.“ Die jungen Mütter leben weiterhin bei der Familie und werden manchmal bei der Kinderbetreuung unterstützt, aber sie sollen jetzt arbeiten gehen und Geld für sich und das Kind verdienen. Einige übertragen diese schlechten Gefühle auf ihr Kind und versuchen, ihm aus dem Weg zu gehen. Den Müttern wird konstant vermittelt, dass ihr Leben jetzt vorbei sei.

Bei Faraja soll genau dieses Gefühl abgebaut werden. Die Mädchen und Frauen werden hier ermutigt, einen Beruf zu erlernen. Sie können Englisch lernen und Mathekenntnisse erwerben, die ihnen dabei helfen sollen, ein eigenes Business aufzubauen und selber Geld zu verdienen.

Nach der Orientierungsphase werden die Kinder im Kindergarten oder in der Schule betreut, während sich die Mütter Skills aneignen. Nach einem Jahr findet eine Abschlussfeier statt, bei der die Absolventinnen ein Zertifikat erhalten. Für Esther Moshi ist das einer der besten Tage, die es gibt. „Denn an diesem Tag treffen unsere neuen Mütter für das kommende Jahr auf die Absolventinnen“, schwärmt sie. Denn da könne man genau sehen, was für eine Verwandlung die jungen Frauen hier durchmachen: „Sie kommen hierher und sind traurig, dreckig, verwirrt, ohne Ziele und ihre Kinder hören nie auf zu schreien. Am Ende sind sie selbstbewusst! Und so sehen die neuen Mütter, dass es möglich ist. Sie denken ‘Ich will so sein wie sie’.“



Als ich „Faraja“ Mitte Januar besuche, sind die Mütter gerade erst angekommen und müssen sich noch an die neue Umgebung gewöhnen. Vicky ist hier Sozialarbeiterin und führt mich über das Gelände. Sie hat bei „Faraja“ eine Ausbildung zur Montessori-Lehrerin gemacht, die den Müttern auch angeboten wird. Während sie mich herumführt, laufen immer wieder Kinder zwischen uns her. Wie es in Tansania üblich ist, sind das Gebäude für den Kindergarten und die Schule bunt bemalt. Auf himmelblauem Grund pranken bunte Zahlen und Buchstaben. Im Kindergarten ist gerade Schlafenszeit, überall im Raum verteilt liegen kleine Kinder herum. Auf dem Grundstück ist das Fotografieren verboten. Das passt gut zu meiner Regel, dass ich hier keine Kinder fotografieren werde.

Die Mütter haben die Möglichkeit, Schneiden zu lernen. Wenn sie die Grundlagen erlernt haben, schneiden sie hier Kleidung oder Taschen, die von der Organisation verkauft werden. Wenn sie sich für diesen Berufsweg entscheiden, bekommen sie am Ende des Jahres auch immer eine Nähmaschine mit nach Hause, damit sie dort weitermachen können.

Direkt neben dem Nähzimmer liegt die Küche, in der es Kochunterricht gibt. Die meisten Mütter finden laut Vicky nach ihrer Grundausbildung einen Praktikumsplatz. „Einfach sogar“, erklärt sie mir. „Manche Hotels oder Restaurants stellen sie manchmal auch nur deswegen ein. Weil sie wissen, dass sie von uns kommen und Arbeit brauchen, nicht unbedingt, weil Stellen frei sind.“ Man kann die Küche von Faraja auch für ein Catering buchen. So sammeln die Mütter mehr Praxiserfahrungen und das Catering stellt eine weitere Einnahmequelle für die Organisation dar. In der zweiten Etage werden den Frauen Frisuren, Make-Up und Nägel-Designs beigebracht. Das ist ein beliebter Berufsweg, weil die Mütter so ortsunabhängig arbeiten können.

„Manche kommen hierher, ohne zu wissen, was sie wollen.“ Deshalb motivieren Vicky und das Team immer alle Mütter dazu, alles einmal auszuprobieren. Mit dem neuen „Outreach-Programm“, das es seit dem Vorjahr gibt, hält die Organisation engen Kontakt mit den Müttern. Vorher gab es ein jährliches Treffen, bei dem sich ausgetauscht wurde. Aber mit dem neuen Programm können die Frauen auch nach dem Jahr weiter unterstützt werden. Nach eigenen Angaben hat Faraja schon mehr als 500 Frauen geholfen, viele fänden danach eine Anstellung. Aber es gebe auch Frauen, bei denen es nicht direkt klappe. „Wir haben letzstens drei Nähmaschinen von einer Frau wieder abgeholt, weil sie einfach noch nicht stark genug war, ein Business zu führen“, erzählt Vicky.



Sie ergänzt direkt: „Aber viele der Frauen sind auch erst 18. Es ist hart, ein Business zu führen.“ Doch es gibt eine Sache, die sie besonders schade findet: „Es ist traurig für uns, wenn wir sie nach einem Jahr besuchen und sie wieder schwanger sind, kein eigenes Business haben und nicht auf eigenen Beinen stehen.“

Denn bei Faraja werden sie auch umfassend über Verhütung aufgeklärt und generell über den weiblichen Körper. Viele haben darüber überhaupt keine Kenntnisse. Laut der Weltbank treffen nur die Hälfte aller Frauen in Tansania eine informierte und bewusste Entscheidung über sexuelle Beziehungen, Verhütungsmittel und reproduktionsmedizinische Versorgung. Frühe Schwangerschaften entstehen hier aus fehlendem Wissen, falschen Versprechungen und Zwang – aber natürlich auch aus dem Wunsch nach Kindern und Familie.

Zum Abschluss meines Rundgangs treffe ich Esther wieder in ihrem Büro. Sie ist stolz auf die Mütter, die das Programm abschließen: „Am Ende haben wir hier sehr selbstbewusste Frauen, die hart arbeiten, träumen und ihr Potential für die Zukunft sehen. Sie haben eine gute Verbindung zu ihren Kindern und sind alle gesund.“ Ihrer Einschätzung nach ist es selten, dass Organisationen Frauen und Kinder gleichzeitig aufnehmen. Oft beschränkt man sich auf einen Part, weil es eine große Unsicherheit ist und eine riesige finanzielle Belastung. Faraja finanziert sich vor allem über die Spenden, die sie durch Rotary Clubs in Österreich generiert. Seit Corona sind die Spenden sehr unbeständig, eine langfristige Planung ist für Esther deshalb nicht möglich: „1.800 US-Dollar kostet es uns, eine Mutter und ihre Kinder, für ein Jahr hier zu haben.“ Die Regierung beteiligt sich nicht an dem Projekt.

Schulschluss:



Mein Blick wandert zu dem Portrait, das über Esther hängt. Mama Samia, die Präsidentin. Man hatte mich im Vorfeld davor gewarnt, dass die berühmte deutsche Direktheit und tansanische, verhaltene Umschreibungen, manchmal nicht ganz zusammen passen. Ich wage es trotzdem und frage Esther, woran es liegt, dass die Regierung keine Unterstützung leistet. Sie nimmt sich einen Moment Zeit, um zu antworten, und findet dann doch recht deutliche Worte: „Weißt du, african life is a difficult life. Es gibt Bestechungen und Korruption, wir wissen nicht, wohin Gelder fließen.“ Und trotzdem machten sie immer alles möglich: „Ich weiß selber manchmal nicht, wie. Aber wir tun unser Bestes und Gott findet einen Weg.“

HIMD (HEALTH INTEGRATED MULTISECTORAL DEVELOPMENT)

Regen trommelt laut auf das Wellblechdach, während ich mit einer Frau und einem Mädchen auf gelben Plastikstühlen sitze. Ich warte auf Mackrine Rumanyika. Sie ist die Gründerin von „HIMD“, einer Organisation, die sich gegen FGM stark macht und in der ländlichen Region Aufklärung betreibt. Im Haus von „HIMD“ finden Kinder und junge Frauen Schutz, die aus ihren Communities fliehen müssen – entweder weil ihnen FGM droht oder weil sie verheiratet werden sollen. Dede und ein Mädchen leisten mir beim Warten Gesellschaft. Sie sprechen nicht gut Englisch, ich nicht gut Swahili, deshalb schweigen wir uns an. Das Mädchen spielt an einem kleinen Radio herum und wechselt alle zehn Sekunden den Sender. Mackrine wird mir ein paar Stunden später erzählen, dass sie 13 Jahre alt ist und von ihrem Vater an einen 70-jährigen Mann verheiratet werden sollte. Für 13 Kühe hätte sie die sechste Ehefrau eines viel älteren Mannes werden sollen.



Als Mackrine den Raum betritt, springen die beiden auf und verabschieden sich schnell. Die kleine Frau mit roten Haaren drückt mir kräftig die Hand. 2003 hat sie die Organisation gegründet, vorher hatte Mackrine für die katholische Kirche in Massai-Communities gearbeitet. Dort klärte sie über geschlechtsspezifische Gewalt und FGM auf. Doch nach ein paar Jahren sah sie ein Problem: Sie durfte nicht über Verhütung sprechen. Wenn es beispielsweise um das Thema sexuell übertragbare Krankheiten ging, musste sie die Kinder und Jugendlichen immer an andere Organisationen verweisen. Eine Einschränkung, die ihr nicht gefiel: „Ich denke, dass man Menschen korrekte Informationen geben muss, damit sie eine eigene Entscheidung treffen können.“ Deshalb gründete sie ihre eigene Organisation, die unabhängig von Politik und Religion agiert.

Die Programme und Inhalte haben sich in den vergangenen Jahren immer weiterentwickelt, immer im Hinblick darauf, welche Probleme in der Massai-Community gelöst werden mussten. Doch von Anfang an setzten sie darauf, ganz eng mit den Communities zusammenzuarbeiten und schon früh die Aufklärungsarbeit in Schulen zu ermöglichen: „Damit die Mädchen lernen, nicht das gleiche zu akzeptieren, was ihre Mutter erlebt hat. Weil Mädchen häufig das kopieren, was ihre Mutter tut.“ Aber auch den Jungen wird das Thema Gleichberechtigung vermittelt - die Kinder sollen in der Schule lernen: „Wenn ich ein Mann werde, sollte ich auch auf Frauenrechte achten“, erklärt mir Mackrine.



Wir unterhalten uns stundenlang und springen immer wieder von Thema zu Thema. Auch hier wird wieder deutlich, wie viele Probleme miteinander verflochten sind. Zum Beispiel erzählt mir Mackrine von dem Problem der Sanitäranlagen: „Massai sind sehr schmutzig. Sie gehen nicht auf Toiletten, sie gehen in einen Busch. Denn ein Massai darf nicht dabei gesehen werden, wenn er auf Toilette geht, daran würde man sonst direkt erkennen, dass sie sind wie alle anderen. Deshalb ist es schwer, Toiletten in den Communities zu bauen. Die sind aber ein wichtiger Hygienestandard.“



Diese kulturellen Unterschiede müsse man aber akzeptieren, meint Mackrine. Denn sonst würde die Zusammenarbeit mit den Communities und vor allem den Männern gar nicht funktionieren. Diese Erfahrung mussten sie machen, als sie versucht haben, Frauen heimlich den Zugang zu Verhütungsmitteln zu ermöglichen. Verhütung ist oft nicht erlaubt, deshalb holten sich einige Massai-Frauen auf den regelmäßig stattfindenden Massai-Märkten heimlich Hormonspritzen ab. Einige vertrugen aber die Pille besser, oder ein Hormonstäbchen, das in den Oberarm implantiert wurde. Als das entdeckt wurde, haben einige Männer das Verhütungsimplantat aus den Armen ihrer Ehefrauen herausgeschnitten. Es wurde zu gefährlich, die Verhütung zu verheimlichen. Stattdessen setzte man auf Aufklärung und Zusammenarbeit. Männern sollte bewusst werden, was für eine körperliche Anstrengung hinter den vielen Schwangerschaften steckt – für Massai-Frauen ist es nicht unüblich, zehn oder mehr Kinder zu bekommen. Gleichzeitig müssen die Frauen täglich weite Strecken für Wasser und Feuerholz zurücklegen. Doch weil es immer noch die Männer sind, die über die Familienplanung entscheiden, sollten sie mehr Informationen darüber erhalten, was die Entscheidung für die Frauen bedeutet. Das Learning für Mackrine war klar: „Wenn wir die Rechte von Frauen stärken wollen, müssen die Männer involviert sein.“

Seitdem setzen sie „Male Champions“ ein, die innerhalb der Communities über Verhütungen und Frauenrechte aufklären. Das ist wichtig, um auch die Mädchen zu erreichen, die nicht die Möglichkeit haben, eine Schule zu besuchen. Laut Mackrine gibt es in den Communities immer noch viele Frauen, die nicht lesen und schreiben können. Das hat vielfältige Gründe, beispielsweise weil sie als Mädchen verheiratet worden sind und es ihnen gesetzlich nicht erlaubt war, schwanger oder verheiratet zur Schule zu gehen: „Die Väter waren glücklich darüber, wenn ihre Töchter schwanger geworden sind und dann nicht mehr zur Schule gehen durften. Das war nämlich eigentlich geplant. So konnte man sie verheiraten und die Mitgift erhalten. Wenn ich schwanger werde, vor der Ehe, kann mich ein anderer Mann heiraten und das ist sehr gut für meinen Vater, denn dann bekommt er zweimal die Mitgift (*Anm. d. Red.: für das Kind wird auch bezahlt*). Denn das Baby wird dem Ehemann gehören. Und der biologische Vater spielt gar keine Rolle. Du kannst als Kind an einen sehr alten Mann verheiratet werden, denn nur dein Vater entscheidet, wen du heiratest.“

Mit der Organisation versucht Mackrine diese Traditionen aufzubrechen, gleichzeitig muss sie diese und herrschende regionale Gesetze trotzdem beachten. Sie schaffen immer wieder Wege, wie die Mädchen und Frauen sie erreichen können: „Wenn wir zum Beispiel über Verhütung sprechen, dürfen wir in einigen Regionen nichts über Kondome sagen. Weil die Nutzung von Kondomen laut Tradition nicht erlaubt ist. Aber wir machen auf das Thema aufmerksam und sie können uns dann danach kontaktieren.“ Durch Telefonnummern oder Adressen, haben die Mädchen und Frauen Ansprechpersonen, an die sie sich innerhalb der Communities wenden können.

Massai-Gebiet:



Über diese Champions wurde „HIMD“ immer bekannter, bis sich schließlich Mädchen an die Organisation gewendet haben, um Schutz zu suchen. Dafür wurde das „Emayani Rescue House“ aufgebaut. Bisher wurden hier laut der Organisation 169 Mädchen vor Beschneidungen oder der Kinderehe gerettet. Seit 1998 ist FGM in Tansania offiziell verboten, seit 2016 sind Ehen unter 18 Jahren verboten – trotzdem ist beides in Massai-Communities noch weit verbreitet. „Es gibt zu viele gegensätzliche Regeln und Gesetze“, benennt Mackrine als Hauptgrund, warum sich immer noch über die Gesetze hinweggesetzt wird. „Die Tochter kann ihren Vater niemals anzeigen. Wenn du das bei den Massai tust, ist es ein großer Verrat und dir droht der Verstoß.“

Es gebe auch immer noch Politiker:innen, die FGM supporten, um ihre Macht nicht zu verlieren. Außerdem sind die Strafen teilweise nicht sehr hoch: „Vor drei Jahren wurde eine Beschneiderin aus Kenia nach Longido geholt. Sie sollte dort 20 Mädchen an einem Tag beschneiden, fünf hatte sie geschafft, bevor die Polizei kam. Die Beschneiderin floh, aber die Eltern wurden auf die Polizeiwache mitgenommen. Ihre Strafe waren 300.000 Schilling, das war nicht viel für sie, eine Kuh kostet etwa eine Million Schilling.“ So könne man sich immer irgendwie freikaufen. Zusätzlich dürfe man nicht die Korruption vergessen, die auch hier Entwicklungen bremse.

Statt sich also auf das schlichte Verbot zu verlassen, mussten andere Strategien entwickelt werden. „HIMD“ hat sich für ein Programm eingesetzt, dass Beschneiderinnen die Möglichkeit für einen anderen Lebensweg gibt. Weil auch die Frauen abhängig von den Einnahmen als Beschneiderinnen waren, hat man ihnen eine andere Einnahmequelle besorgt: Sie bekamen Schafe geschenkt und konnten so mit den Tieren und deren Erzeugnissen handeln. Seitdem sind auch sie Champions der Organisation und helfen zum Beispiel Mädchen dabei, die Anzeichen einer anstehenden Beschneidung oder Verheiratung zu erkennen. „From cutting the girls, to protecting the girls“, fasst Mackrine zusammen.

Durch die Schafherden der Frauen lernen gleichzeitig die Männer der Communitys auch, dass Frauen eigene Tiere besitzen können. Das ist unter den Massai nur den Männern vorbehalten, auch an diese Änderung versucht man sie langsam zu gewöhnen: „Wir versuchen eine gute Beziehung zur Community zu behalten, ansonsten funktioniert es nicht. Wir akzeptieren die Regeln. Entwicklungen müssen von ihnen selber kommen.“

Während der letzten Jahre konnte sie vielen Kindern und Frauen helfen, aber es ist nicht einfach. Vor allem, weil auch sie mit finanziellen Problemen zu kämpfen hat und weiß, wie viele Mädchen noch Hilfe benötigen. Bei ihr finden hoch traumatisierte Kinder ein Ohr, deren Geschichten wir manchmal kaum fassen könnten: „Du musst wirklich deinen Frieden im Kopf bewahren. Und bloß nicht an alle Probleme denken. Es braucht viel Stärke, immer die Probleme zu hören. Immer zuzuhören.“

Wie sie das durchhält, frage ich sie. Und während draußen die Sonne wieder scheint und die Regenpfützen im Hof trocknen, erzählt mir Mackrine ihre Lebensgeschichte. Ich werde sie an dieser Stelle nur kurz umreißen.

Als achte Tochter von zehn Kindern, konnten ihre Eltern ihr keine Schulbildung garantieren. Bis ein Cousin kam und versprach, sie zur Schule zu schicken. Aber als sie im Haus ihres Cousins in Arusha ankam, wurde sie stattdessen als Haushälterin und Kinderfrau eingesetzt. Sie musste viel Gewalt und Erniedrigungen über sich ergehen lassen. Bis sie schließlich an die Tür einer Schule klopfte und den Schulleiter der Schule überredete, sie mitten im Schuljahr in die erste Klasse aufzunehmen. Widerwillig versprach der Cousin, ihre Uniformen zu bezahlen. Sie musste die Hausarbeit trotzdem weiterhin erledigen, stand morgens früh auf, versorgte die Tiere und lief dann mehrere Stunden zur Schule. Während die Kinder, auf die sie aufpassen musste, im Schulbus zur Schule fuhren. Der Deal war eigentlich gewesen, dass sie nach einem halben Jahr nochmal offiziell in die erste Klasse gehen musste. Sie war aber schon besser als andere Kinder und so wurde sie direkt in die zweite Klasse versetzt. Seitdem war sie immer die Klassenbeste und wollte nach der Schule schließlich auch studieren. Ihr Cousin war währenddessen ein einflussreicher Politiker geworden und hielt nach ihrem Abschluss ihr Zeugnis fest. Ohne das Zeugnis, konnte sie sich nicht an Universitäten bewerben. Letztendlich schaffte sie es doch – trotz allem.



Quelle: Mackrine Rumanyika

Allein über ihre Geschichte, ließe sich ein seitenlanger Bericht schreiben. Zum Glück hat mich Mackrine eingeladen, jederzeit wiederzukommen, wie sie mir zum Schluss noch auf Deutsch versichert. Vier Jahre lang hat sie in einer Klinik in Bayern gearbeitet und dafür sogar den bayerischen Dialekt gelernt.

PERFECT VISION

Ich mache während meiner Zeit Ausflüge in verschiedene Bereiche von Tansania und doch führt mich meine Reise immer wieder zurück nach Arusha, wo ich schließlich eine längere Zeit verbringe. Ziemlich schnell werde ich in meinem Stammcafé begrüßt und bekomme Restaurantempfehlungen von dem Empfangsherren in einem Coworking-Space. Und jedes Mal, wenn ich denke, dass ich die Stadt gut kenne, versteckt sich hinter einer Abbiegung plötzlich eine ganz neue Welt. So zufällig erfahre ich von der NGO „Perfect Vision“. Mein TukTuk-Fahrer nahm nämlich eine falsche Seitenstraße und plötzlich lese ich an einer Mauer: „Ensure that every Girl and Woman in Tanzania has quality Standard of life.“ Und so lerne ich Editha Faustine und Amani Temu kennen.



Als ich das Bürogebäude betreten will, kommt mir eine Gruppe von Frauen aus Schottland entgegen. Sie sind Volunteers, die die Frauen hier über Krankheiten aufklären. Das ist eines der Programme, die „Perfect Vision“ anbietet. Edithas Mutter hat die Organisation gegründet, um Frauen einen Ort zum Austausch zu bieten. „Mama Happy“ wurde sie genannt und wollte hier einen Safe Space schaffen. Im Vordergrund stand dabei immer die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen. Amani fasst ihr Ziel zusammen: „Wir wollen Frauen ökonomisch supporten, um den Kreislauf der Armut zu stoppen.“ Dafür organisieren sie Aufklärungsunterricht in Schulen und versuchen, jedes Problem zu lösen, das sich zwischen eine Frau und eine unabhängigen Zukunft stellen könnte.

Hier vor Ort bekommen Frauen für mehrere Monate eine grundlegende Ausbildung, als Schneiderin, Bäckerin oder Friseurin. Editha erklärt mir das Programm: „Praktische Skills werden am Nachmittag gelehrt, morgens haben sie Volunteers da, die den Frauen etwas über reproduktive Gesundheit, Ernährung, Life Skills, Businesses und Selbstvertrauen beibringen. Sie lernen, wie sie ihre eigenen Entscheidungen treffen.“ Amani ergänzt: „Hier können sie Fragen stellen, die sie niemals in der Schule stellen würden. Hier bekommen sie Infos, die sie niemals in der Schule bekommen würden.“

Amani ist seit 4 vier Jahren bei „Perfect“ Vision und einer der wenigen Männer, die ich im Zuge meiner Recherchen kennenlerne. Ich frage ihn, wie die Männer es finden, dass den Frauen hier explizit beigebracht wird, ein selbstbewusstes und eigenständiges Leben zu führen. „Die meisten Männer supporten solche Projekte nicht“, erklärt er. Viele Männer haben die Sorge, dass Frauen zu sehr gefördert werden, und sehen sie damit als Gegenspielerinnen an. Deshalb müsse man genauer erklären, was die Arbeit eigentlich ist und dass feministische Arbeit nicht bedeute, dass Männer schlecht gemacht werden.



Die Männer dürfen nicht das Gefühl haben, dass es ein Wettbewerb sei, diese Botschaft geben sie auch den Frauen mit: „Wir trainieren dich, selbstbewusst zu sein und dein Selbstbewusstsein nicht an einen Mann zu ketten. Wir trainieren Selbstbewusstsein und wie du Entscheidungen treffen kannst. Wir sagen nicht, wie du gegen Männer kämpfen kannst. Wenn du anfängst zu kämpfen, wird es ein Kampf für immer. (...) Wir erklären ihnen, wie sie ihr Wissen integrieren können und diplomatischer mit ihren Partnern sprechen können.“ Es sei noch keine Vorstellung vorhanden, was Gleichberechtigung bedeutet. „Vieles davon liegt auch an der tansanischen Kultur“, ergänzt Editha. „Unsere Kultur bevorzugt immer Männer. Deshalb denken sie, dass Männer dominieren müssen. Da wurden sie hineingeboren und sozialisiert. Sie denken, dass die empowerte Frau sie dominieren will und dass sie das nicht zulassen können. Das ist der Glaube in unseren Familien bis heute.“

Auch sie haben mit finanziellen Problemen zu kämpfen und sind viel auf die kostenlose Arbeit von Volunteers oder Spenden aus der Community angewiesen. Und auch hier wandert mein Blick während des Gesprächs kurz zum Bild der Präsidentin, was direkt über Editha an der Wand hängt. Amani erzählt, dass sie teilweise auch ihr eigenes Geld verwenden müssen, um Versprechungen gegenüber den Frauen einhalten zu können. Ich frage die beiden, wie sie das eigentlich alles schaffen – diese fordernde Arbeit, in einer Zeit, in der es so viele Unsicherheiten auf der Welt gibt. „Manchmal ist es wirklich hart. Wir wissen gerade nicht, in welche Richtung unser Land sich entwickelt“, antwortet Editha.

Sie bricht ab, zuckt mit den Schultern und verzieht kurz das Gesicht. Keine eindeutige Antwort und trotzdem lässt sich eine Menge daraus lesen. Aufgeben ist für die beiden aber keine Option. Editha hat sich nach dem Tod ihrer Mutter dazu entschieden, „Perfect Vision“ weiterzuführen: „Manchmal wache ich morgens auf und denke mir: ‘Warum ist alles so schwer?’ Aber wenn ich aufhöre, wer wird sich dann kümmern?’ Sie möchten Mama Happys Vision für die Community umsetzen und ihr auch etwas wiedergeben, was sie selber bekommen haben.

„Es war mein Traum, mit der Community zu arbeiten und sie zu supporten, weil ich auch diese Erfahrungen gemacht habe“, erzählt Editha. „Ich weiß, wie stressig es sein kann, in Armut aufzuwachsen. Ich weiß, wie es ist, wenn du deine Träume erreichen willst, aber keine Person hast, die dir zeigt, wie.“ Die Träume der Mädchen und Frauen seien riesig, bestätigen mir beide. Besonders beliebte Berufswünsche sind Lehrerin, Köchin, Ärztin und Ingenieurin. Als sie von den Träumen erzählen, müssen beide etwas lächeln.

Aber sie bleiben realistisch, sagt Editha: „Wir sind nicht in der Lage, ihnen diese Träume zu erfüllen. Dafür braucht es mehrere Jahre und viel Geld. Aber sie haben eben auch kleine Träume und die versuchen wir zu ermöglichen. Step by step. Du wachst nicht eines Morgens als Ingenieurin auf. Aber da sind Sachen, die du vorher tun musst. Wir fangen klein an.“ Wenn sie in die Zukunft ihrer Community schauen, sehen sie dort Gleichberechtigung und Frauen, die ökonomisch unabhängig auf eigenen Beinen stehen und selbst für ihre Familien sorgen können.



Editha und Amani in ihrem kleinen Büro.

Am Ende meines Besuches verabschieden sich auch die Besucherinnen aus Schottland. Sie werden morgen nochmal hierherkommen und ihren Workshop beenden. Es wird länger darüber gesprochen, wie offen die Frauen Fragen gestellt haben und wie schön die Community hier zusammenhält. Zum Abschied lädt mich Editha ein, unbedingt wieder zu kommen.

Die Frauengruppe aus Schottland hat Stoffe, Stickwerkzeug und Hygieneartikel mitgebracht.



NADUMU MAASAI WOMEN'S ORGANIZATION (NMWTZ)

Wenn ich in Arusha spazieren gehe, bin ich oft die einzige weiße Person auf der Straße. Andere weiße Tourist:innen treffe ich nur in Hotels oder Cafés. Aber wenn ich sie treffe, fragen mich alle, ob ich schon ein Massai-Dorf besucht habe. Einige betiteln Ausflüge in Massai-Dörfer als absolutes Must-Have, um sich die Bauweise der Hütten anzusehen und mehr über die Kultur zu lernen. Für andere ist es ein riesiger Scam, weil der Eintritt Geld kostet, man ständig gebeten wird, zu spenden oder etwas zu kaufen. Manche landen auch versehentlich in einem der Dörfer, weil ihr Reiseveranstalter das an einer Safari dranhängt. Ich verneine immer und versuche meinen Zwiespalt zu erklären: Mir würde es sehr komisch vorkommen, wenn sich jemand meine Lebensweise anschauen möchte, dafür Eintritt bezahlt und dann Fotos von meinem Schlafzimmer macht und die Bilder dann munter herumzeigt.



Als ich Simon Mollel frage, ob ich ein Massai-Dorf besuchen sollte, meint er, dass ich mir das sparen könne. Er ist ein Massai und in einem dieser Dörfer groß geworden. Vor ein paar Jahren hat er die „Nadumu Maasai Womens Organisation“ gegründet. Damit supported er mittlerweile über 100 Frauen und ihre Familien, für die Zukunft hat er noch größere Pläne. Sein langfristiges Ziel ist es: „Der Community helfen und etwas verändern.“ Seine Schwerpunkte liegen darauf, Kindern Schulbildung zu ermöglichen und Frauen zu fördern. Dafür bietet er Leadership-Kurse an, in denen Frauen lernen, eigene Entscheidungen zu treffen und eigenes Geld zu verdienen. Er erzählt mir, dass er schon als Schulkind die Rolle der Frauen in der Massai-Community hinterfragt hat. Seine Kindheit hat er komplett bei seiner Mutter verbracht, sie war die dritte Ehefrau seines Vaters. Die Mütter lebten in eigenen Hütten mit den Kindern, während die Väter ein eigenes Haus hatten. Sie kamen höchstens mal zu Besuch. Viele der Frauen sind deshalb auf sich allein gestellt und trotzdem von ihren Männern abhängig. Es ist nicht normal, dass Massai-Frauen einen Beruf oder eigene Besitztümer haben – sie selbst sind ja der Besitz.



„Sie haben keine Stimme, um zu sprechen, sie haben kein Recht zu entscheiden. Alle Entscheidungen werden von Männern getroffen. Aber ich habe meine Mutter beobachtet: Sie hat das Haus gebaut, sie kocht, sie macht Feuer, sie hat sich um uns und unsere Community gekümmert. Warum ist es nicht erlaubt, dass sie Leader in der Community wird?“

Während seiner Schulzeit startete er Aufklärungskampagnen darüber und äußerte laut, dass auch Frauen die Chance bekommen sollten, Entscheidungen zu treffen. Doch bei vielen herrsche bis heute die Meinung, dass die Gemeinschaft verloren wäre, wenn eine Frau Entscheidungen für sie träge. Das ist für Simon unlogisch: „Wenn ich verglichen habe, was meine Mutter zuhause gemacht hat und was die Männer gemacht haben – chillen, essen und sich um die Kühe kümmern – und sie dürfen Entscheidungen treffen.“ Mit 18 machte er eine Filmdokumentation über das Thema und sein Einsatz für die Rechte der Massai-Frauen ermöglichte ihm eine Reise in die USA und ein Studienstipendium.

Auch seine Organisation geht auf ganz unterschiedliche Wege an die vielseitigen Probleme der Communities heran. „NMWTZ“ versorgt Schulkinder mit notwendigem Schulmaterial, wie Heften, Büchern oder Uniformen, um den Zugang zu Bildung zu sichern. Sie verteilen unter den Schüler:innen wiederverwendbare Binden und klären über Gesundheit auf. Auch er findet es wichtig, die Jungen direkt mit einzubeziehen. Sie müssen schließlich wissen, wie sich ihre Schwestern oder zukünftigen Frauen fühlen. Mit den Empowerment-Workshops möchten er und sein Team Massai-Frauen Einkommensquellen ermöglichen. Auf ihrer Website verkaufen sie dafür Souvenirs und Schmuckstücke mit Glasperlen, die von den Frauen hergestellt werden. Der Perlenschmuck hat eine große Bedeutung in der Massai-Kultur und lässt sich überall in Tansania finden. Bei dem „Mama na Kuku-Projekt“ bekommen die Frauen Hühner geschenkt, mit denen sie ihr eigenes Geld verdienen können.

Bei allen Projekten bezieht er immer die Community direkt mit ein, damit seine Projekte auch möglichst viel Impact haben. Dabei möchte er auch versuchen, die Kultur der Massai zu schützen, was in der modernen Welt immer schwieriger wird: „Wir haben Gutes in der Kultur, das wir behalten wollen. Wir haben aber auch Schlechtes in der Kultur, was wir verwerfen müssen.“



Quelle: Simon Mollel

Eines seiner Ziele ist, Häuser für die Kultur zu errichten, in denen sich die Communities ihre eigene Vergangenheit vor Augen führen können. Dafür möchte er die Erfahrungen und Gedanken der Älteren zusammensammeln, damit diese nicht verloren gehen. Er hat viele Pläne für die Zukunft und jede Menge Ideen. Die Kulturhäuser sind ein Teil davon. Ein weiterer Punkt ist für ihn der Zugang zum Trinkwasser. Frauen legen jeden Tag sehr weite Wege zurück, um zu einem Brunnen zu kommen. Das Problem möchte er angehen.

Außerdem möchte er mehr Gesundheitszentren schaffen, in denen sich schwangere Frauen über Ernährung informieren können und in denen sichere Geburten möglich sind. 38,9 (von 1.000) Kindern sterben in Tansania vor dem fünften Lebensjahr, in Deutschland sind es 3,7. Auf 1.000 Menschen kommen 0,13 Ärzt:innen, während es in Deutschland 4,5 sind.



Quelle: Simon Mollel

Seine Mutter hatte sich gewünscht, dass er ein Arzt wird: „Sie meinte: ‘dann kannst du zurückkommen und uns hier behandeln’. Als sie krank wurde, konnte ich ihr nicht helfen. Deshalb habe ich versucht, ein Doktor zu werden. Aber das war nicht mein Weg.“ Heute setzt sich Simon anders für die Community und vor allem für Frauen ein. Insgesamt arbeiten fünf Menschen für „NMWTZ“. In Zukunft sollen es mehr werden, um viele neue Projekte umsetzen zu können. Aber das sei natürlich auch eine Frage der Finanzierung. Sie finanzieren sich durch Spenden, die er auch oft von Freunden bezieht.

Ihm ist es aber wichtig zu betonen, dass sie kein Geld für Personalausgaben verwenden. Sein Geld verdiene er als Tourguide, deshalb könne er alles wirklich für die Community einsetzen. Genau das versucht er auch den Familien mitzugeben: Wenn sie ihre Kinder auf die Schule schicken und sie sich einen Job suchen, werden sie zurückkehren und sich schließlich für die Community einsetzen. So wie er selbst es auch tut, immer in Gedanken bei seiner Mutter: „Manchmal wünsche ich mir, sie wäre noch hier. Damit sie sehen könnte, wie viele Menschen davon profitieren.“ Er schaut positiv in die Zukunft, trotz vieler Probleme und Herausforderungen, denn er hat noch zu viel vor und viele Ideen für seine Community. Seine Rolle auf der Welt ist klar für ihn: „I am the voice of the voiceless. I can raise my voice, so you can benefit. And I can help people to find their voice.“

Am Ende sprechen wir noch einmal über meine Erfahrung auf Sansibar mit den „Fake-Massai“. Simon meint, dass er schon viel darüber gehört habe und viel diskutiert werde. Er hat hier auch schon weiße Touristinnen getroffen, die ihm von einem Massai auf Sansibar vorgeschwärmt haben. Er habe versucht, sie darüber aufzuklären, dass er sicher schon eine Frau und mehrere Kinder habe und es für ihn wenig mit Liebe zu tun haben werde. Solche Scams lösen bei ihm ein ungutes Gefühl aus, so wie die Touren durch Massai-Dörfer: „Dort stehen immer Schulen, für die man spenden soll. Aber eigentlich gehen sie dort nie zur Schule und das Geld wird für etwas anderes verwendet.“

Mein Entschluss, kein Massai-Dorf mit so einer Tour zu besuchen, hat sich damit gefestigt. Leider ergibt sich während meiner Reise auch keine andere Gelegenheit für einen Besuch. Stattdessen geht es für mich zurück zu den „Fake-Massai“ nach Sansibar.

4 LEBEN AUF SANSIBAR

EXKURS: KOLONIALE VERGANGENHEIT

Auf Sansibar – bzw. der Hauptinsel Unguja – besuche ich Stone Town. In dieser Stadt war einmal der größte Markt für den Sklavenhandel an der ostafrikanischen Küste. Festland-Tansania war von 1885 bis 1918 Teil von „Deutsch-Ostafrika“, mit Ruanda und Burundi bildete es die größte Kolonie des Deutschen Kaiserreiches. Die Zeit war geprägt von Gewalt, Ausbeutung und Aufständen gegen die grausamen Zustände. Als mich Youssef durch Stone Town führt, erzählt er mir, dass es heute noch den „Maji-Maji“-Zauberspruch gebe:

Sharks Corner in Stone Town, hier traf man sich früher zum diskutieren. Heute gibts hier vor allem kitschige Souvenirs zu kaufen.



„Wenn dir jemand mit einer Waffe gegenübersteht und du Maji-Maji rufst, funktioniert die Waffe nicht mehr.“ Der Maji-Maji-Aufstand richtete sich gegen die Kolonialmacht und kostete schätzungsweise bis zu 300.000 Menschen das Leben. Von 1919 bis 1961 war Tansania Teil der britischen Kolonie. Währenddessen war Sansibar unter der Kontrolle des Sultans von Oman. Deshalb lassen sich auch heute noch 98% der Bevölkerung Sansibars dem Islam zuordnen, während auf dem Festland 63% christlich sind. Seit dem 26. April 1964 sind beide Länder vereint. Aufgrund der Geschichte beider Staaten merkt man auch kulturelle Unterschiede. Während Thomas in Dar es Salaam meint, dass die Menschen auf der Insel nicht richtig arbeiten würden und viel zu entspannt seien, kritisiert Youssef genau diese Arbeitseinstellung bei den Menschen des Festlandes. Einer der Gründe, warum er nach Sansibar gezogen sei und hier als Guide arbeite.

Als wir in der Kirche sitzen, die direkt an dem Platz erbaut wurde, wo vor weniger als hundert Jahren Sklaven verkauft worden sind, frage ich ihn, wie es für ihn ist, hier mit weißen Europäer:innen zu sitzen. Er zuckt mit den Schultern: „Du hast ja nichts gemacht.“ Stimmt. Trotzdem habe ich mich sehr lange der Verantwortung entzogen, mehr über deutsche Kolonien zu lernen.



Als ich nach einer Stunde aus dem Museum über die Kolonialgeschichte herauskomme, lacht Youssef mich an. Er fragte, ob ich wirklich jede Infotafel gelesen hätte – er meinte es wohl als Scherz, aber tatsächlich habe ich das gemacht.

BWECODEO KISIWA-ART-FARM

Auf Sansibar merkt man sehr stark den Unterschied zwischen touristischen Orten und Orten, an denen sich die Bevölkerung aufhält. Lara, die in der Nähe des beliebten Paje lebt, erzählt mir, dass es hier jede Menge internationale Investoren gebe, die nach und nach Einheimische aus den Geschäften verdrängen.

Sie kommt aus Deutschland und ist Sozial- und Traumapädagogin. Ich treffe sie auf ihrem Grundstück, auf dem in den letzten Jahren ein Kindergarten und eine kleine Schule entstanden sind. Hier hat sie auch immer wieder Volunteers aus Deutschland zu Gast. Dabei ist es ihr wichtig, dass diese Vorerfahrungen mitbringen und geeignet sind, mit den Kindern zu arbeiten und auch für mehrere Monate bleiben können. Lara hat sich vor einigen Jahren dazu entschlossen, auf Sansibar zu leben. Dort hat sie ihren Ex-Mann kennengelernt und lebt jetzt hier mit ihren beiden Kindern. „Erst habe ich in einem Hotel gearbeitet, habe gemerkt, ich schaffe es nicht. Ich muss was im sozialen Bereich machen.“

Ihr ist damals aufgefallen, wie abhängig die Frauen hier von den Männern sind: „Wenn du sie fragst, was sie sich wünschen, sagen sie: ‘Ich möchte heiraten, ich möchte Kinder und einen guten Mann’“, fasst Lara die Träume vieler Frauen zusammen. Auch hier ist es vor allem die Aufgabe des Mannes, für seine Frau und Kinder zu sorgen. Nach islamischem Recht ist es dem Mann erlaubt, bis zu vier Ehefrauen zu haben. Wenn dieser Fall eintritt, wird es für viele Frauen finanziell eng.

Dank des Besuches einer Schneiderin hatte Lara die Idee, Nähmaschinen zu kaufen und Frauen Nähunterricht zu ermöglichen, um ihnen eine berufliche Perspektive zu bieten. Mittlerweile finden die Nähkurse sogar in einem eigenen Gebäude statt, das sie nicht weit entfernt angemietet hat.



Als ihre Tochter im Kindergartenalter war, fiel ihr auf, dass das Angebot für Betreuung von Kindern hier fehlte. Deshalb eröffnete sie einen Platz, an dem die Frauen ihre Kinder bringen können. Weil auf Sansibar der Stock noch eine Disziplinierungsmaßnahme in vielen Government-Schools ist, wollte sie schließlich einen sicheren Ort zum Lernen eröffnen. Und genauso entwickeln sich die Ideen bei Lara: Sie sieht ein Problem und versucht, eine Lösung dafür zu finden. Ein großes Thema ist auch der Müll auf Sansibar. Laut einer Studie vom Centre for Science and Environment in Neu-Delhi entstehen etwa 230 Tonnen Müll auf Sansibar – täglich.



Da sich die Anzahl der Tourist:innen in den nächsten Jahren nur noch vergrößern wird, wird auch der Müll mehr werden. „Wir veranstalten Clean-Ups und versuchen, darüber aufzuklären“, erzählt mir Lara. Generell sei ja auch gar nicht klar, wohin der Müll überhaupt gebracht werden könnte. Da sieht Lara ganz klar die Regierung in der Verantwortung, sie könne sich nur für die Aufklärung stark machen. Wegen ihrer Schule ist sie schon einige Male mit der Regierung zusammengestoßen. Immer wieder wird versucht, ihre Schule schließen zu lassen. Offiziell ist sie nicht die Leiterin der Schule, wird aber immer wieder als solche von den Behörden angesprochen.

Jedes Jahr muss sie die Lizenz für die Schule neu erwerben und immer wieder muss klagestellt werden, dass sie nur beratend tätig ist und kein Geld mit der Schule verdient. Der wahre Grund für die Strapazen ist vermutlich, dass sich Lara nicht auf die herrschende Korruption einlässt und einem Mann des Bildungsministerium eben klein Geld zugesteckt hat. Mittlerweile geht Lara nicht mehr persönlich ins Amt: „Ich bin so oft heulend raus und hab es gesagt: What the fuck, es geht um eure Kinder. Ich habe 90% local kids in der Schule. Ich will eine Veränderung bringen. Wir sind eine non-profit Organisation, wir können aus der Schule kein Business machen. Wir machen Communityarbeit, wir machen Elternarbeit, wir schaffen sichere Orte. Wir machen Aufklärung, was Gewalt in der Familie betrifft, versuchen Frauen auf den Arbeitsmarkt zu bringen.“

Und trotzdem ist das der Ort, an dem Lara bleiben möchte und für dessen Community noch viel mehr Ideen hat. Denn sie sieht, was es verändert: „Du machst es mit Herz und du weißt, dass die Menschen, für die du das machst, das wertschätzen.“



POSTKARTE AUS TANSANIA

ABSCHLUSS

„Und warum bist du Journalistin?“ Mit dieser Frage hat mich Simon mehr überrumpelt, als er vielleicht gedacht hätte. Ich trinke etwas von meinem frischen Mangosaft, um mir etwas Zeit zu verschaffen. Denn die Wahrheit ist, dass ich mit dem Beruf sehr oft hadere. Die ständige Unsicherheit, befristete Arbeitsverträge, gekürzte Budget, eingestellte Projekte – und nebenbei noch die Welt, die überall zu brennen scheint, nicht nur wegen des Klimawandels. Dass ich ausgerechnet in Tansania dieses dumpfe Gefühl der Auswegslosigkeit für einen Moment vergessen würde, hätte ich nicht gedacht. All diese Gedanken versuche ich Simon irgendwie zu erklären und lande schließlich dabei: „Manchmal fühlt sich alles hoffnungslos an. Aber ich habe hier viele Menschen kennengelernt, die sich für andere einsetzen, das hat mir Hoffnung zurückgegeben. Und dieses Gefühl der Hoffnung, möchte ich gerne weitergeben und über die Menschen berichten, die der so viel für ihre Communities tun.“

Ich wollte mir in Tansania ansehen, wie die (sexuelle) Aufklärungsarbeit von Kindern und Jugendlichen verläuft. In einem Land, das sehr stark patriarchal geordnet ist, in dem Teenagerschwangerschaften und Zwangsverheiratungen von Mädchen nicht unüblich sind, in dem täglich gegen FGM gekämpft werden muss, Verhütung und Menstruation zu Tabuthemen zählen und vielen Kindern der Zugang zur Bildung erschwert wird. Gleichzeitig ist Tansania ein Land mit einer Frau als Präsidentin und in dem 39.3% der Regierungssitze mit Frauen besetzt sind. Natürlich steht eine Frau an der Regierungsspitze niemals direkt für einen progressiven und feministischen Kurs. Es geht mehr um die überdeutliche Kluft zwischen einer Präsidentin und einem Mädchen, das für 13 Kühe an einen viel älteren Mann verkauft werden soll.



Man hatte mich vorgewarnt, dass es schwierig sein könnte, eine ehrliche Meinung über den Kurs der Regierung zu hören. In vielen Fällen haben sich die Menschen gar nicht dazu geäußert, stattdessen habe ich oft müdes Lächeln bekommen und angedeutetes Zucken mit den Schultern. Trotzdem fiel in den meisten Gesprächen das Wort „Korruption“ sehr eindeutig. Man wisse schlicht und einfach nicht, was die Regierung mit Geldern anstellt. Es werden riesige Business-Gebäude in Daressalaam gebaut, gleichzeitig ist das Stromnetz vor allem auf Sansibar so instabil, dass man mit mehreren Stunden Stromausfall am Tag rechnen muss. Es wird viel investiert, auch aus dem Ausland. Aber was genau landet bei der Bevölkerung und was davon in den neuen Hotelbauten am Strand?

Bei den NGOs, die ich besucht habe, landet das Geld scheinbar nicht. In allen Organisationen, die ich hier beschrieben habe und die ich noch besucht habe, gibt es jede Menge Ideen, die umgesetzt werden sollen. Jede dieser Ideen berührt einen kleinen Punkt im Gesamtbild „Women Empowerment“. Viele der Ideen ähneln sich und es wird sich den Problemen auf dieselbe Weise genähert: Es gibt Näh-, Koch- und Friseur-Kurse für Frauen, Empowerment-Workshops und psychologische Beratungen. Die Communities versuchen hier aus sich selbst heraus einen immer wiederkehrenden Kreislauf zu unterbrechen. Die Regierung ist dabei zwar nicht ihr Gegenspieler, aber auch kein Mitspieler.



In meiner letzten Unterkunft in Daresaalaam fragt mich der Mitarbeiter beim auschecken: „Wann kommst du wieder?“ Diese Frage hat mich (zusammen mit „Karibu Sana“) während der gesamten Reise begleitet. Denn, dass ich irgendwann wiederkommen werde, das ist hier allen sofort klar. Wie könnte man auch nicht? Die offenherzigen Menschen, die Landschaft, die Tiere, das Essen – das kann man nur schwer zurücklassen. Vor allem, wenn man im Februar nach Deutschland fliegen muss und bei -3 Grad landet. Man fühlt sich sehr schnell mit diesem Land verbunden und trotzdem möchte ich hier nichts romantisieren.

Denn ich war hier mit einer Menge Privilegien im Gepäck unterwegs. Das zu hinterfragen, hat mich die gesamte Reise über begleitet und auch darüber hinaus. Ich habe überfällige Wissenslücken schließen können und durfte viel von beeindruckenden Menschen lernen. Das werde ich für immer mit Tansania verknüpfen und natürlich werde ich irgendwann zurückkehren.

DANK

Ich bin sehr dankbar für die Erfahrungen, die ich in diesem wunderschönen Land machen durfte und für jeden Menschen, der mit mir gesprochen und gelacht hat. Es war eine ganz besondere Zeit, die ohne das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung nicht möglich gewesen wäre. Deshalb möchte ich hier meinen Dank aussprechen, für die Unterstützung und diese Möglichkeit.

Vielen Dank auch an meinen Partner, der mir immer das Gefühl gibt, dass ich alles schaffen kann und sich jeden Tag eine Zusammenfassung von mir angehört hat. Danke an meine Freunde, die sich gerne (!) Mini-Podcastfolgen von mir anhören. Danke an meine Familie, die mich ständig nach Fotos gefragt hat. Und danke Opa. Ich bin mir sicher, dass du bei allem immer dabei warst. Und am Ende bleibt mir nur das zu wiederholen, was mir hier tausendmal gesagt wurde:

Hakuna Matata.

Asante sana.
Tuonane baadaye!

